Man pränumerirt
für das österreichische Kaiserreich **nur** im
Redactions-Bureau
Wien, Stadt, obere Backerstrasse Nr. 761,
und bei allen k. k. Postämtern,
für die ausserösterreichischen Staaten bei
E. F. Steinacker in Leipzig.
Jeden Freitag erscheint eine Nummer.



Der Pränumerationspreis ist
für Oesterreich sammt der Postzusendung:
ganzjährig 8 fl., — halbjährig 4 fl.,
vierteljährig 2 fl. C. M.,
für die ausserösterreichischen Staaten auf
dem Wege des Buchhandels:
ganzjährig 5 Thlr., halbjährig 2 1/2 Thlr.
Für Inserate 6 kr. (2 Sgr.) pr. Petitzeile.
Geldsendungen erbittet man franco.

Oesterreichische Zeitschrift für PRACTISCHE HEILKUNDE.

Herausgegeben vom
Doctoren-Collegium der medicinischen Facultät in Wien.

Hauptredacteur: Dr. Jos. Joh. Knolz. Mitredacteur: Dr. G. Preyss.

III. Jahrgang. *Wien, den 22. Mai 1857.* **No. 21.**

I. Original-Abhandlungen aus sämmtlichen Zweigen der Heilkunde.

Beitrag zur Cardiorhexis.

Von
Dr. J. Chrastina.
Physicus im Versorgungshause am Alserbache.

Ich bin während meiner eilfjährigen Dienstleistung in den Versorgungsanstalten der Stadt Wien sehr häufig durch plötzliche Todesfälle der meiner ärztlichen Obhut anvertrauten Pfründner überrascht worden. Individuen, die noch einige Stunden früher über keine Beschwerden klagten, fielen unvermuthet zusammen und gaben kein Lebenszeichen mehr von sich, oder man fand sie, nachdem sie sich Abends anscheinend gesund niedergelegt, des andern Morgens todt im Bette liegen, nur selten geschah es, dass einige mit dem Tode ringend noch ins Krankenzimmer gebracht und hier durch wenige Stunden oder Tage ärztlich beobachtet werden konnten. Die Ursachen dieser schnellen Todesfälle waren nach den Ergebnissen der vorgenommenen Obductionen meist Meningeal-Apoplexien, Gehirnblutungen oder frische apoplectische Herde, zuweilen auch acutes Lungenödem, Lungen-Hämorrhagie aus tuberculösen Cavernen, Berstungen von Aneurysmen und einigemal die Cardiorhexis. Da mir erst vor kurzer Zeit wieder zwei Fälle von spontaner Zerreissung des Herzens vorkamen, so will ich die solchen Rupturen zu Grunde liegende pathologische Beschaffenheit des Herzfleisches, wie sich dieselbe nach den Forschungen der Herrn Professoren Rokitansky und Virchow herausstellt, etwas näher besprechen, und zugleich in Kürze andeuten, wie und wann eine solche zu Stande kommt.

Wenn man ein so erkranktes Herz betrachtet, so sieht man gewöhnlich am linken Ventrikel und zwar an dessen vorderer convexer Wand in der Mitte oder nahe an der Spitze gegen das Septum hin in einem grössern oder kleinern Umfange eine dunkle, schwarzroth gefärbte suffundirte Stelle, an deren Aussenfläche ein Riss oder ein feiner Spalt sich befindet, der entweder gerade oder schräg und gewunden nach innen verläuft und in eine Ausbuchtung der Kammerhöhle mündet, deren Wandungen daselbst in Folge der Dilatation einfach verdünnt, oder, was häufiger vorkommt, zerklüftet und stellenweise häutig anzufühlen sind, welcher Zustand von dem inwendig aufgewühlten, zermalmten und theilweise zerfallenen Herzfleische herrührt und auf diese Weise ein partielles Herz-Aneurysma darstellt. Das noch übrige Fleisch des in den meisten Fällen hypertrophirten Herzens ist fahl, blassgelb und morsch, so dass schon bei mässigem Fingerdrucke eine Trennung des Zusammenhanges bewirkt werden kann.

Untersucht man microscopisch die Muskelfaser eines solchen Herzens, so findet man dieselbe fettig entartet, d. h. die Fibrillen sind zu Fettkörnchen umgewandelt, welche das Sarcolemma ausfüllen, womit die Quer- und Längsstreifung verschwindet. Die Fettmetamorphose erscheint demnach in der Regel als die ursächliche Grundlage solcher spontaner Zerreissungen des Herzens. Die fettige Metamorphose selbst aber kann der Ausgang verschiedenartiger Processe sein. Sie ist entweder eine einfache in Folge einer mangelhaften Nutrition, oder sie tritt erst nach einem vorausgegangenen primären Leiden auf. Im Resultat sind beide einander ähnlich und jedesmal der Ausdruck einer Rückbildung, einer regressiven Umwandlung, aber sie sind nicht beide auf demselben Wege zu Stande gekommen. Während nämlich die einfache fettige Metamorphose mehr den passiven Charakter an sich trägt und dort sich entwickelt, wo normal bestandene Gewebstheile durch wie immer bedingte, unvoll-

kommene Ernährung auf eine ganz niedere Stufe des Lebens gebracht werden, findet bei der secundär auftretenden Fettmetamorphose ein mehr activer Vorgang statt, indem zuerst eine Vergrösserung oder Vermehrung der Gewebselemente eingeleitet wurde und erst später eine fettige Umwandlung als das Endresultat eines abgelaufenen pathologischen Processes erfolgt.

Die einfache Fettmetamorphose des Herzfleisches findet man daher bei alten Individuen, meist in Verbindung mit Verknöcherung der Kranzarterien, bei allerlei Marasmen, bei atrophischen Zuständen oft in Combination mit Fettzellenwucherung, dann auch nach erschöpfenden oder langdauernden Krankheiten, und unterscheidet am Herzen nach Herrn Prof. Virchow eine doppelte Form derselben. Sie entwickelt sich entweder fleckenweise, wo man dann schon mit freiem Auge gelbliche Herde unterscheiden kann, die besonders bei höheren Dilatationszuständen des rechten Ventrikels an den Papillarmuskeln zerstreut oder in Gruppen sich zeigen, oder sie ist eine allgemeine, wobei das Herzfleisch schlaff, matsch, im hohen Grade brüchig und erweicht erscheint, so dass die Herzwände nach dem Aufschneiden collabiren und Rupturen sich leicht einstellen können.

Diese allgemeine Degeneration fällt häufig mit der fettigen Entartung der kleinen Hirngefässe zusammen, welche ihrerseits bersten und zu Gehirnapoplexien Veranlassung geben können.

Ist dagegen die Fettmetamorphose der Muskelbündel eine Folge vorausgegangener Krankheitsprocesse, z. B. einer Endocarditis, combinirt mit Entzündung des Herzfleisches, so findet man in dem gewöhnlich hypertrophischen Herzen fahle, schmutziggelbe oder bräunliche Stellen, zumal in der Wand des linken Ventrikels, das Herzfleisch ist dabei mürbe, morsch, breiig, zerreiblich und die Muskelfaser in Fett-Metamorphose begriffen, im Fleische trifft man überdies Residuen von Entzündung in Form von Schwielen an. Die microscopische Untersuchung weist nebst einer Vergrösserung der Muskelfaser gewöhnlich eine Massenzunahme des Bindegewebes als Anhäufung gallertartiger Bindegewebs-Substanz nach.

Diese zweite Art der Metamorphose beobachtet man bei Individuen, die starke spirituose Getränke lieben, an acuten Rheumatismen leiden oder überhaupt ein opulentes Leben führen. Die spontanen Herzrupturen sind sehr wichtig und können sich bei vollständiger Ruhe des Körpers und Geistes ereignen, und treffen meist den dicksten und häufig hypertrophirten Abschnitt des Herzens. Sie haben in der Regel einen schnellen Tod zur Folge, nicht sowohl durch Anämie, da die Pericardialhöhle grosse Quantitäten des Blutes nicht fasst, sondern vielmehr durch behinderte Function des Herzens selbst. Weniger rasch erfolgt der Tod in Fällen, wo die Extravasation nicht durch einen grossen Riss, sondern in einer Durchsickerung durch eine morsch zerwühlte Stelle der Herzwand stattfand, oder wo eine feste Verwachsung des Herzbeutels mit der Herzoberfläche vorausgegangen war.

Da, wie schon Eingangs bemerkt worden, derartige Kranke von keinen schmerzhaften oder gar den Todeskeim verrathenden Zufällen heimgesucht zu werden pflegen, so kommt auch der Arzt selten in die Lage, sie in dem so weit vorgerückten Stadium der Krankheit längere Zeit beobachten zu können, sondern wird gewöhnlich erst in den letzten Momenten gerufen, wo der Kranke entweder schon verschieden ist oder in Agonie sich befindet. Es kann daher auch von einer Diagnose oder Therapie keine Rede sein, und würde er auch in einzelnen Fällen früher befragt worden sein und die Hypertrophie des Herzens z. B. gefunden haben, so kann er doch die fettige Entartung und das nachfolgende rapide Ende nur muthmassen, aber nicht sicher bestimmen, noch weniger aber das ein so wichtiges Organ zerstörende Uebel heben. Er muss sich daher lediglich auf ein palliatives Verfahren beschränken, die grösste Ruhe anempfehlen und vor erhitzenden Getränken warnen, kalte Ueberschläge an die Herzgegend anordnen etc.

Die zwei aufbewahrten pathologischen Präparate der bei uns jüngst vorgekommenen Fälle unterscheiden sich auffallend schon durch ihre Grösse von einander, und doch sind beide fettig entartet und in beiden eine Ruptur nachzuweisen, obwohl nicht in gleicher Form und auf gleiche Weise zu Stande gebracht. Das kleinere, blassgelbe dieser Herzen stammt von einem 54jährigen herabgekommenen Weibe, das am chronischen Lungenemphysem litt und am 26. Juni plötzlich todt zusammensank, bevor noch ein Arzt erscheinen konnte. In der Leiche fand man den Herzbeutel gespannt, in seiner Höhle über ein halbes Pfund flüssiges und um die Herzoberfläche eine schwache Hülle coagulirten Blutes. An der Spitze des linken Ventrikels gegen die Scheidewand zu befand sich ein 3''' bis 4''' langer, von oben nach unten gerade verlaufender Riss, der nach innen in eine kleine Ausbuchtung der Kammerhöhle führte, deren Wände hier dünn und leicht zerreisslich waren. Die Kranzarterien waren an der Innenhaut mit erhabenen, gelblichweissen, schwieligen Unebenheiten besetzt und im Bogen der Aorta sassen in der Intima einige silbergroschengrosse Knochenplatten. In diesem Falle musste der Tod schnell erfolgen, weil der Riss an einer ganz dünnen Stelle der Wandung stattfand, hinreichend gross und gerade verlaufend war und daher dem raschen Blutergusse in die Pericardialhöhle gar kein Hinderniss entgegenstand.

Das zweite noch einmal so grosse Herz ist von einem 71jährigen Manne, der gut genährt für sein Alter blühend aussah und früher in guten Umständen lebte.

Er klagte über starken Schwindel, äusserte eine grosse Unruhe und Angst und wurde deshalb im Krankenstand aufgenommen. Die vorgenommene Untersuchung ergab nebst Undeutlichkeit des zweiten Herztones eine namhafte Hypertrophie des Herzens, einen langsamen und schwachen Herzschlag und einen eben so beschaffenen Puls, der am zweiten Tage schon intermittirend und fadenförmig wurde. Obwohl der Körper mit kaltem Schweisse bedeckt war, Blässe und die übrigen Zeichen eines Blutverlustes immer deutlicher hervortraten, so stand der Kranke doch öfters auf, bis er ohne Todeskampf am dritten Tage schnell verschied.

Bei der Section zeigte sich im Herzbeutel über ein Pfund coagulirtes Blut, das linke Herz stark hypertrophisch, mit abziehbaren Exsudatschichten bedeckt, an der vordern Fläche des Aortenventrikels, beinahe in der Mitte, sah man einen thalergrossen dunkelbraunen Fleck und an dessen oberer Begrenzung einen ganz feinen Spalt,

der, schief und gewunden das Herzfleisch durchbohrend, nach unten in die linke, mit vielem Fibringerinnsel gefüllte Kammer drang, deren Wände an dieser Stelle kaum 2''' dick waren, indem hier das Muskelfleisch zerbröckelt auseinandergefallen und durch gestocktes Blut ersetzt ward. Die umgebenden Partien von imbibirtem Blute dunkelroth gefärbt, ein Beweis, dass hier wegen des feinen und schräg verlaufenden Durchbruchcanales der Blutaustritt nur nach und nach erfolgt sei.

Bade-Skizzen.

Von Dr. Ritter von Brenner,
k. k. Salinen- und Badearzt.

I.

Anwendung der Soole, des Salzbergschlammes und des Moorwassers zu Ischl in Kinderkrankheiten.

Der kindliche Organismus auch im ganz zarten Alter ist für die Anwendung dieser Heilpotenzen geeignet; und ich habe die schönsten Erfolge von dem Gebrauch derselben selbst bei Kindern unter einem halben Jahre gesehen. Es kann nicht geleugnet werden, dass der Gebrauch dieser Mittel unter Einwirkung einer reinen kräftigen Gebirgsluft, wo die Kleinen den grössten Theil des Tages im Freien zubringen können, weit wirksamer als zu Hause ist, obschon auch zu Hause durch die Anwendung derselben viel Gutes geleistet werden kann.

Die am meisten bei den Kindern jetzt verbreitete Krankheitsform ist die Scrophelform in den verschiedensten Graden, und selten erworben, meistens angeerbt. Es ist daher vor Allen darauf zu wirken, diese Krankheitsanlage, aus der sich später die traurigsten Folgen entwickeln, im Keime zu ersticken. Dieses kann aber am sichersten durch die genannten Mittel geschehen.

Es ist hier nicht meine Absicht, mich über die Scrophelkrankheit des Breiten auszulassen, sondern ich will nur ihre Behandlung durch unsere Naturheilpotenzen kurz andeuten. — Die Soole wird vorzüglich als Bad angewendet und zwar in kleiner Quantität von ½ Mass bis zu zwei bis drei Mass, in einer gewöhnlichen kleinen Kinderwanne steigend; nach dem Alter muss die Quantität erhöht werden, da auch die Wanne, mithin die Wassermenge eine grössere sein muss. Man lasse das Kind von 10—20 Minuten im Bade und reibe dabei die Haut gelinde. Bei schwächlichen Kindern ist ein Zusatz von 2—5 Mass unseres Moorwassers von grossem Nutzen. — Diese Bäder sind angezeigt bei scrophulöser Anlage, bei Drüsengeschwülsten, bei Knochenauftreibungen, bei torpiden Geschwüren, bei Caries, bei chronischen Hautausschlägen, bei chronisch-scrophulösen Lungenkrankheiten, bei Trägheit im Unterleib und Neigung zur Wurmbildung. — Auch laue und kalte Waschungen des ganzen Körpers und besonders der Wirbelsäule mit gleichen Theilen Soole und Wasser werden mit gutem Erfolg gemacht, besonders wo eine Schwäche des Rückgrathes mit Neigung zur Verkrümmung bemerkbar ist. Natürlich müssen diese Bäder, um eine Umstimmung des krankhaften Vegetationsprocesses hervorzubringen, mehrere Wochen fortgesetzt werden, und zwar so lange bis sich deutliche Zeichen einer beginnenden Reaction einstellen, welche in ihrer Vollendung durch einen fieberhaften Zustand sich ausspricht.

Sind Kinder sehr reizempfänglich, so setze man dem Soolbad Molke zu. Der Salzbergschlamm ist als Umschlag auf hartnäckige Drüsengeschwülste, Knochenauftreibungen, Caries, torpiden, keine Neigung zur Heilung zeigenden Geschwüren aufgelegt, ein sehr kräftiges Unterstützungsmittel der Cur. Er unterstützt kräftig die Zertheilung und den Aufsaugungsprocess, macht die Geschwüre lebhafter, und trägt viel zur schnellern Abstossung cariöser Knochen bei. — Der Bergschlamm kann auch in getrocknetem Zustand versendet werden, darf dann nur mit Wasser zu einem Teig angemacht werden. Wenn man zugleich einen tonisirendem Umschlag haben will, so ist es gut, ihn mit Moor zu vermischen.

Handelt es sich darum, nur schwächliche Kinder zu stärken, so ist das Moorwasser für sich mit einer entsprechenden Menge Wasser verdünnt, ganz an seinem Platz.

In der englischen Krankheit habe ich mit auffallendem Nutzen Soole mit Moorwasser verbunden. — Können die Kinder sich dabei noch im Walde und auf aromatisch duftenden Wiesen herumtreiben, so ist natürlich der gute Erfolg der angewendeten Mittel ein schnellerer und sicherer.

Ich habe bei dieser Behandlung oft ganz verkommene Kinder zum Staunen schnell gedeihen sehen. — Bei grösseren Kindern kann man noch Schwimmen und gymnastische Uebungen, wozu bei uns die beste Gelegenheit ist, als Unterstützungsmittel benützen.

Möchten diese wenigen Andeutungen zum Wohle der heranwachsenden Jugend einige Berücksichtigung finden! Und man wird vielen Leiden für spätere Jahre vorbauen.

II.

Ueber die Anwendung der Ischler Maria Louisen-Salzquelle.

Eine halbe Stunde von Ischl entfernt, an der Salzburger Strasse gelegen, kommt eine schwache Salzquelle zu Tage, deren vorwaltender Bestandtheil Kochsalz ist. Diese Quelle wird nun seit Jahren häufig verordnet. Nach meiner reichen Erfahrung über ihren Gebrauch erkenne ich in ihr — eine sehr kräftige Heilquelle. — Sie hat einen salzigen nicht unangenehmen Geschmack, und hinterlässt auf der Zunge das Gefühl der Reinheit. — Ihre Wirkung ist eine gelinde, die Dauungsorgane, besonders den Magen reizende, die Se- und Excretionen, und den Aufsaugungsprocess befördernde, die Urinsecretion vermehrende, und länger getrunken die Vegetation anregende und umstimmende, sie hat in gemässer Beziehung eine für den Dauungscanal stärkende Kraft, sie vermehrt den gesunkenen Appetit, indem sie die Schleimhaut des Magens reinigt und anregt. — Dem Gesagten zu Folge fand ich sie unbestreitbar heilsam bei träger Verdauung, mangelnder Esslust, unreiner Zunge, Verschleimung des Magens und der Darme, bei Trägheit der Unterleibsorgane und daher rührender Constipation. Ich fand sie wirksam bei Leber- und Milzanschwellungen, bei chronischem Erbrechen und solchen Diarrhöen, dann aber nur löffelweise genommen bei Wurmbildung, bei Wassersuchten, bei Scropheln, besonders wo angeschwollene Drüsen zur Aufsaugung zu bringen waren. Ueberhaupt in allen jenen Krankheiten, wo die längere Einwirkung des Kochsalzes auf den Organismus von Nutzen ist. — Ich lasse ein, zwei, drei bis vier Becher, fünf Unzen haltend, des Morgens nüchtern trinken, da sie den Magen nicht beschwert, so ist viele Bewegung dabei nicht nöthig. — Abführende Wirkung äussert sie nur in der Quantität von 4—6 Bechern. — Bei träger Verdauung lasse ich vor Tisch oder gleich nach Tisch einen halben oder ganzen Becher trinken, und befördere dadurch den Verdauungsprocess. — Diese Quelle ist sehr haltbar zum Versenden. — Sollte man in Spitälern Versuche machen wollen, so bin ich bereit, das Wasser in jeder beliebigen Quantität unentgeltlich verabfolgen zu lassen.

II. Practische Beiträge aus dem Gebiete der Staatsarzneikunde.

Hut oder Kappe?

Von
Dr. Mojsisovics,
k. k. Primararzte im allgemeinen Krankenhause.

Es dürfte vielleicht befremden, unter dieser Aufschrift einen Aufsatz in einem nur eine wissenschaftliche Tendenz verfolgenden Journale zu finden, da es den Anschein hat, dass derselbe competenterweise in eine Mode-Zeitung gehört. Aber wenn man bedenkt, welch' hohe Bedeutung eine zweckmässige Kopfbedeckung in diätischer und pathogenetischer Beziehung hat, so kann man seine Berechtigung, in einem medicinischen Tagblatte Platz zu finden, nicht bestreiten.

Die Beschaffenheit und Veränderlichkeit unserer climatischen Verhältnisse erheischen auch verschiedene, den Witterungsverhältnissen angepasste Kopfbedeckung. Diese Verschiedenheiten werden durch die Hitze, Kälte, Wind, Regen, Schneegestöber, grellen Sonnenschein und deren plötzlichen Wechsel bedingt. Die Kopfbedeckung hat den Zweck, gegen alle diese Witterungsunbilden den ganzen Kopf zu schützen. Untersuchen wir nun, ob unsere gewöhnliche Kopfbedeckung, der moderne Cylinderhut, diesen Anforderungen entspricht und mithin aus Sanitätsrücksichten zu dulden sei?

Diese Frage wird wohl jeder gebildete und denkende Mensch verneinend beantworten und ein Verdammungsurtheil aussprechen müssen. Unser Cylinderhut ist ein thurmförmiger Aufsatz, der nur einen Theil des behaarten Kopftheiles bedeckt, durch seinen harten Rand die Stirnhaut empfindlich drückt, wodurch im Sommer Congestionen und Kopfschmerzen veranlasst werden, und die Augen, das ganze Gesicht und den hintern Theil des Kopfes ohne allen Schutz lässt und nebstbei bedeutend schwer ist. Dass er schön sei und zur Erhöhung des ästhetischen Momentes etwas beitrage, ist noch zu behaupten keinem vernünftigen Menschen eingefallen.

Aber untersuchen wir speciell sein Verhältniss zu den obangeführten Witterungsunbilden. Er bedeckt nur den obersten Theil des Kopfes, und hindert nicht, dass beim Regen das Wasser über das Gesicht und Hinterhaupt bis an den Hals herabfliesse, und dass bei einem Schneegestöber das Gesicht und die Ohren vom Schnee angefüllt häufig erfrieren. Durch seine bedeutende Höhe bietet er dem Winde eine grosse Anfallfläche, und da er ohnehin nicht fest auf dem Kopfe sitzt, wird er oft die Beute desselben, wie man das so häufig am Stephansplatze, auf der Ferdinandsbrücke und an andern Orten sieht. Da aber der Wind und Sturm das Gehen sehr erschwert, so muss ein bedeutender Kraftaufwand verwendet werden, um diesen zu überwinden, durch welche ermüdende Anstrengung der Körper in einen allgemeinen Schweiss versetzt wird. Welche gefährliche Folgen für die Gesundheit und das Leben eine so plötzliche Entblössung des erhitzten und mit Schweisse bedeckten Kopfes nach sich führt, ist bekannt, und diese Gefahr wird noch vermehrt durch den instinctmässigen, oft blinden Lauf nach dem weggeflogenen und durch den Sturm in seinem Fluge schnell weiter getriebenen Cylinder, wobei man leicht einen folgeschweren Fall erleiden, oder zwischen die, immer zahlreich rollenden Fuhrwerke gerathen kann. Will man den Cylinder vor dem Wegblasen durch das Halten mit der Hand verhindern, wobei man, ohne daran zu denken, den Gang zu beschleunigen pflegt, so verliert man sehr leicht das Gleichgewicht, und erleidet oft eine schwere Verletzung, wie dies die tägliche Erfahrung lehrt. Auch die gesündesten und kräftigsten Menschen können oft diesen Unfällen nicht entgehen, welchen die schwachlichen und bejahrten sehr zahlreich zur Beute werden.

Will ein Cylinderheld sein Genick vor dem heftigen Sturm durch das Aufziehen des Rockkragens schützen, so ist dieses auch nicht thunlich, denn dadurch wird der Kopfaufsatz noch unsicherer, und noch leichter wird er weggeblasen.

Dass durch diese Schutzlosigkeit und auch durch das mechanische Anprallen des Windes viele Rheumatismen des Hinterhauptes und Ohrenkrankheiten entstehen, können vielbeschäftigte practische Aerzte bestätigen.

Ebenso keinen Schutz gewährt der Cylinderhut mit seinen schmalen Krämpen gegen den starken Sonnenschein und das grelle Licht. Diese Schutzlosigkeit eines so empfindlichen Organes, wie es unser Auge ist, ist gewiss die Quelle zahlreicher Augenkrankheiten, der Augenschwäche, und häufig auch des grauen Staares. Die sogenannten abgebrannten Gesichter und die Sommersprossen liefern zahllose Beweise, dass der Cylinder vor dem Sonnenscheine nicht schützt.

Der Cylinderhut endlich ist durch seinen harten Rand, mit dem er aufsitzt, und durch seine Schwere im Sommer während der Hitze höchst lästig und unbequem, weil er die Wärme noch vermehrt.

Mit diesen wenigen Worten glauben wir zur Genüge bewiesen zu haben, dass der Cylinderhut auch nicht *eine* Eigenschaft besitzt, welche wir von einer der Gesundheit entsprechenden, bequemen, und gegen die Unbilden der Witterung schützenden Kopfbedeckung zu fordern berechtigt sind. Wir glauben nicht in dem Angeführten etwas Neues, bis jetzt Unbekanntes gesagt zu haben, wir sind überzeugt, nur fremden Gefühlen, Wünschen und anerkannten Bedürfnissen Ausdruck gegeben zu haben — und können nicht begreifen, wie es kommen konnte, dass ein so unschönes und dem Zwecke gar nicht entsprechendes Stück unserer Toilette sich in unserer Heimat so fest einbürgern konnte, für welches kein andrer plausibler Grund angeführt werden kann, als dass es französischen Ursprungs ist, und dass wir trotz unserer besseren Ueberzeugung die Fesseln einer sclavischen Mode zu zertrümmern zu schwach sind. Bei Manchen dürften die Cylinderhüte mehr aus Gewohnheit als der Mode wegen Gnade finden und deswegen für unentbehrlich gehalten werden, gerade so, wie die Gewohnheitsgäste eines Kaffeehauses den dort geschenkten schwarzen Absud der verkohlten Kaffeebohnen und Cichoriewurzel für ein Nonplusultra halten, und den lichteren Aufguss eines echten Mokka ungeniessbar finden. Die vornehmen und intelligenten Bewohner der Städte glauben der Mehrzahl nach der Convenienz und Schicklichkeit durch den Gebrauch des Cylinderhutes ein Opfer bringen zu müssen, und

glauben sich von dieser eingebildeten Pflicht befreien zu dürfen, sobald sie auf einige Zeit auf das Land gehen. Wenn Jemand diese Behauptung bezweifeln würde, dem möchte ich rathen, eine Saison in Ischl, in dem anerkannten Stelldichein der höchsten Aristokratie, zuzubringen, und er wird sich bald überzeugen, dass dort die Cylinderhüte äusserst selten und nur wie irrende Ritter anzutreffen sind. Die reine und kräftigende Landluft scheint also nicht bloss den schwächlichen Körper, sondern auch den schwankenden und durch die Macht der Gewohnheit verbildeten menschlichen Geist und Charakter zu stärken.

Da wir nun aus Sanitätsrücksichten ein Anathem gegen den Cylinderhut auszusprechen gezwungen sind, und ihn zugleich für sehr unbequem, lästig und unschön erklären, wird man uns mit Recht fragen, welche Kopfbedeckung wir nun zu empfehlen in der Lage sind. Die Beantwortung dieser Frage wird uns keine Verlegenheit und Schwierigkeit bereiten, nur müssen wir im voraus gestehen, dass wir keine allgemeine, für alle Zwecke und Bedürfnisse passende Kopfbedeckung kennen, sondern dass diese nach Verschiedenheit der Bedürfnisse, der Jahreszeiten und des climatischen Wechsels verschieden sein müsse.

Fangen wir also mit dem Sommer an. Im Sommer soll uns die Kopfbedeckung gegen grosse Wärme, grelles Licht, gegen Regen und manchmal (in Wien aber häufig) gegen den Wind schützen. Gegen grosse Hitze und grelles Licht bedürfen wir einer Kopfbedeckung, welche aus leichten und weichen (die Stirne nicht drückenden) Stoffen bereitet ist, und welche zu solcher Form verarbeitet sind, dass sie die Kopfausdünstung nicht hindern, das Gesicht und Hinterhaupt vollkommen beschatten, und bei plötzlich eintretendem Regen die genannten Theile vor dem Nasswerden hinlänglich schützen. Was die Farben der Stoffe anbelangt, so sind die lichten den dunkeln unbedingt vorzuziehen, und die grüne besonders augenschwachen Menschen zu empfehlen. Die obgenannten Eigenschaften besitzen die aus feinem Stroh, Bast und leichtem Filz bereiteten Hüte. Die Fischbein- und Glanzlederhüte sind jedenfalls zu schwer und zu hart, drücken auf die Stirne und verursachen leicht Kopfschmerzen. Was die Form anbelangt, so sind die runden niedern, mit ihrer ganzen innern Fläche auf dem Kopfe aufsitzenden Hüte nicht zweckmassig, weil sie keinen leeren Raum für die Kopfausdünstung übrig lassen. Die Höhe des obern Theiles des Hutes soll fünf Zoll, höchstens sechse betragen, und die Breite der Krämpen nicht unter vier Zoll sein. Ob der Kopftheil des Hutes spitzig, cylindrisch, abgerundet, oder einer umgekehrten Pyramide ähnlich ist, ist ganz gleichgiltig, und diese Variationen geben der Modeabwechslung hinlänglichen und unschuldigen Spielraum. Wenn die Sommerhitze nicht excessiv gross ist, so ist eine Kappe aus leichten Schaf- oder Baumwollstoffen bereitet und an dem Deckel inwendig mit einer dünnen, ledernen Platte, welche das Eindringen der Sonnenstrahlen und des Regens hindert, sehr zweckmässig. Kappen, welche äusserlich an dem Deckel mit Glanzleder versehen sind, sind zwar dauerhaft und schützen vollkommen gegen Sonnenstich und Regen, sind aber zu schwer. Auch Kappen von Strohgeflechten sind zweckmässig, und besonders der Jugend, bei welcher die Kopfausdünstung reichlicher ist, sehr zu empfehlen. Mag aber die Kappe aus welchen Stoffen immer bereitet sein, welche leicht, weich und elastisch sind, so soll sie doch jedenfalls mit einem Schirm von solcher Breite versehen sein, durch welchen der grösste Theil des Gesichtes vor den Sonnenstrahlen geschützt wird. Wenn der Schirm so an der Kappe befestigt ist, dass er beinahe senkrecht von dieser ausläuft, so berührt sein Rand beinahe den Nasenrücken, und dann kann er die nöthige Breite nicht besitzen, und ist daran schuld, wenn die Knaben sich das Schielen angewöhnen.

Wenn der Schirm die zweckentsprechende Breite haben soll, so muss er beinahe wagerecht angenäht sein. Wenn die Mütter verschiedene Zierrathen an der Kopfbedeckung ihrer Kinder anbringen lassen, so ist dieses sehr verwerflich, denn sie werden dadurch schwerer, und bei dem zarten Alter ist schon die Zugabe von einem Loth Gewicht nicht gleichgiltig. Ebenso verwerflich ist die Befestigung der Kopfbedeckung mit breiten Bändern, denn je breiter sie sind, desto dicker wird der Knopf beim Binden, welcher die Haut drückt, und die Kinder zu unwillkürlichen Bewegungen und Reibung veranlasst und die Unbequemlichkeit vermehrt. Vollends aber unverzeihlich, weil sehr gefährlich, ist die Befestigung der Bänder bei den Kindern mit den Stecknadeln. Das beste Befestigungsmittel ist jedenfalls das von elastischen Stoffen bereitete Sturmband, nur darf es nicht zu breit sein.

Im Frühling und Herbst dürften sich im Allgemeinen die Kappen empfehlen, welche jedoch von dichtern und festern Stoffen als die Sommerkappen verfertigt und mit Sturmbändern versehen sein sollten. Die in diesen Jahreszeiten häufig herrschenden trockenen und kalten Winde machen, dass der Hut, mag er welche Form immer haben, auf dem Kopf sehr unsicher sitzt, wie es bereits oben gesagt wurde. Die mit einem Sturmband befestigte Kappe bleibt auf dem Kopfe unverrückt sitzen und gestattet das Aufziehen des Rock- oder Mantelkragens, wodurch das Hinterhaupt, Genick und die Ohren vor dem Winde und der Kälte geschützt werden. Hat der Wanderer für seine Kopfbedeckung weiter nicht zu sorgen, so kann er sicherer dem Winde widerstehen, und geräth seltener in die Lage, das Gleichgewicht des Körpers zu verlieren und sich eine Verletzung zuzuziehen.

Auch für den Winter ist die Kappe die vorzüglichste Kopfbedeckung, nur muss diese aus wärmeren Stoffen, und nach Umständen selbst von Pelz bereitet sein. Zum Schutze des Hinterhauptes, Genickes und der Ohren dienen die Lappen, welche umgeschlagen die genannten Theile vor dem Winde, der Kälte und dem Schneegestöber vollständig schützen.

Da die Kappen sowohl aus Gesundheitsrücksichten, als auch wegen grösserer Bequemlichkeit und Wirthschaftlichkeit vor den Hüten überhaupt, aber besonders vor dem Cylinderhut einen so unbestreitbaren Vorzug besitzen, so muss man mit Recht fragen, woher es komme, dass sie bei uns so selten und um Vieles seltener als in dem Auslande in Gebrauch gezogen werden? Auch dem grössten Philosophen würde es nicht gelingen, dafür Vernunftgründe namhaft zu machen, und wir müssen es gestehen, dass es nur ein Vorurtheil ist, welches uns glauben

lässt, dass es der Anstand erfordert, öffentlich oder in guten Gesellschaften mit Cylinderhüten zu erscheinen. Wozu braucht man aber in den Gesellschaften einen Hut? man behält ihn ja nicht auf dem Kopfe, und da die Salons gewöhnlich so gefüllt zu sein pflegen, dass man nicht weiss, wie man den Cylinderhut vor Zerquetschung verwahren soll, ist er nur lästig. Ein anständiges Compliment kann ebenso gut mit einer Kappe, wie mit einem Hut gemacht werden.

In derselben Verlegenheit befindet man sich mit dem Hute auf den Bällen, im Theater und auch in der Kirche. Dass die Kappe gegen den Anstand nicht verstösst, beweist unser hohes Militär, welches von Seiner Majestät dem Kaiser und den durchlauchtigsten Erzherzogen angefangen bis zu den Lieutenants, grosse Feierlichkeiten ausgenommen, immer mit der Kappe gekleidet, auf allen öffentlichen Orten erscheint. Es wäre nur zu wünschen, dass ein Dutzend unserer aristokratischen Würdeträger mit einem Beispiele voranginge, und das ganze Publicum wird mit Freuden folgen und sich glücklich schätzen, von einem lästigen, unbequemen und nachtheiligen Stücke unserer Toilette befreit zu werden. Wir würden uns besonders freuen, wenn der Impuls zu dieser nothwendigen Metarmophose und zu der Emancipation von der französischen Mode gerade von den Deutschen ausginge, welche ja überall für tiefe Denker gelten — und wenigstens in diesem Punkte sich nicht in das Schlepptau der westlichen Völker nehmen lassen sollen.

Unsere Aufgabe wäre hiemit eigentlich beendigt, aber wir können die Feder nicht aus der Hand legen, ohne einige Worte über die moderne Kopfbekleidung der Damen einzuschalten. Wir wollen zwar ihnen keine Kappen empfehlen, aber auf die Gefahr hin, uns dem ganzen Zorne unserer lieben Schönen auszusetzen (was gewiss gefährlich ist), wagen wir mit lauter Stimme ihnen zuzurufen, dass ihre modernen Schopfhüte ganz unzweckmässig und unschön sind. Schopfhüte werden sie mit vollem Rechte genannt, denn Kopfhüte sind sie nicht, indem die vordere Hälfte des Kopfes vom Scheitel angefangen unbedeckt, mithin allen schädlichen Einflüssen der Witterung ausgesetzt bleibt. Wir können es nicht begreifen, wie eine schöne Dame, welche einen üppigen Haarwuchs, diese grosse Zierde des schönen Geschlechts, besitzt, sich dazu entschliessen kann, diesen ihren Schatz zu einem unförmigen Knoten, einem Strohbunde gleich verfilzen, und darüber einen mit einem Bratspies befestigten Lappen, welchen man sehr uneigentlich Hut nennt, da er den Kopf vor den Unbilden der Witterung nicht behütet, aufsetzen lassen kann. Diese Mode ist nicht zu Gunsten jener Damen erfunden, die einen Reichthum an Haaren von seidenem Glanze besitzen — sondern nur zu Gunsten jener, in welcher Interesse es liegt, das, was sie nicht haben, sorgfältig zu verbergen, und dort einen scheinbaren Reichthum zur Schau zu tragen, wo nur Armuth und Mangel auf dem unfruchtbaren Boden wuchert. Durch eine solche Kopfbedeckung berauben sich unsere holden Damen ihres schönsten Schmuckes und Reizes. Sie Alle haben ja schon gewiss so manchen Roman gelesen und daraus gelernt, dass man jeden selbst ideellen weiblichen Engel mit über den Hals und Nacken wallenden Locken malt. Möchten sie doch auf echt deutsche Weise ihre schönen Haare in Locken und zierlichen Geflechten ihr Köpfchen umsäumen lassen, und da es ohnedem heisst, dass sie den Hut, welchen sonst der Mann als Attribut seiner Hoheit zu besitzen sich schmeichelt, gerne tragen, auf ihr schönes Köpfchen — denn dieses wollen sie ja immer haben — einen Hut aufsetzen, welcher wirklich auf dem Kopfe und nicht im Genick sitzt, welcher sie vor dem Sonnenstiche schützt, ihre Stirne, ihr Näschen, ihre Backen, ihren Mund und ihr Kinn vor Abbrennen und Sommersprossen bewahrt.

Wir müssen es zum Lobe und zur Ehre des schönen Geschlechtes, welches die Herren der Schöpfung für das schwächere halten, bekennen, dass uns bei unseren sehr zahlreichen Connexionen noch nicht der Fall vorgekommen ist, dass eine gebildete Dame die herrschende Hutmode schön und nützlich gefunden, und sie vertheidigt hätte. In der eleganten Welt trug in der verflossenen Saison die Mehrzahl braune, mit breiten Krämpen versehene Strohhüte, denen man nicht einmal nachsagen kann, dass sie fein und schön waren — aber es dient zum Beweise, dass das schöne Geschlecht nicht immer so schwach ist, das practisch Nützliche und Brauchbare der leeren Mode aufzuopfern, und wir setzen in unsere schönen Frauen das Vertrauen, dass sie ihre breiten Landhüte auch in die Stadt verpflanzen, und so dem starken Geschlechte mit ihrem unwiderstehlichen Beispiele als eine glänzende Leuchte voraneilen werden!

IV. Analekten und Besprechung neuer medicinischer Bücher.

a) Aus dem Gebiete der Toxicologie.

Die Paraplegie verursacht durch Arsenik. Dr. Raoul Leroy (d'Etiolles) bemüht sich nachzuweisen, dass nicht bloss das Blei, sondern auch der Arsenik Lähmungen zu erzeugen vermag, was wohl schon früher bekannt war, und theilt vier Fälle mit, worunter ein älterer von Thilenius 1809 veröffentlichter, aus denen der Nexus zwischen Arsenikvergiftung und Paraplegie klar ersichtlich ist. Im Allgemeinen ist die letztere weit seltener als die Bleilähmung, was grösstentheils nur in der weit selteneren Einwirkung der Gelegenheitsursache seinen Grund hat. Während die Bleiparalyse sich meist auf dem Vorderarm oder auf einer Extremität allein localisirt, dehnt sich die Arseniklähmung fast auf alle Gliedmassen aus, wobei die obern Extremitäten viel eher die Beweglichkeit wieder erhalten. Die Dauer der letzteren beträgt von vier Monaten bis zu mehreren Jahren. In zwei der erwähnten Fälle wurde die Vergiftung durch die äusserliche Anwendung einer sehr starken Arsenikpasta herbeigeführt, wobei in einem Falle die gewöhnlichen Erscheinungen (Brechen, Abführen, Magenschmerz) eintraten, in beiden aber schon in einigen Tagen Lähmung der unteren Extremitäten, Unempfindlichkeit, Oedem, Kälte derselben, sowie Schwäche in den Armen sich einstellte. Bei der inneren Einverleibung des Arseniks trat die Paraplegie sehr bald nach der gastrischen Störung ein; nur bei der langsamen Vergiftung zeigt sich zuerst in verschiedenen Zeiträumen Mattigkeit der Glieder. Nebst der Beweglichkeit ist auch stets die Empfindung entweder aufgehoben oder sehr abgestumpft. Die Reizbarkeit der Haut durch Electricität ist in den Gliedmassen längs der

Nerven eine unvollkommene; die Gliedmassen selbst aber bekommen Krämpfe, schmerzhafte Zuckungen, Steifheit, Ameisenkriechen. Die Wärme ist stets vermindert, die Haut wird blass, ödematös. Die allgemeine Abmagerung ist nicht begleitet von Atrophie der Strecker, wie bei der Bleiparalyse, ungeachtet die Glieder halb gebogen sind. Blase und Mastdarm sind in ihren Verrichtungen ungestört. Die Behandlung dieser Paralyse ist dieselbe, wie bei der Bleilähmung: Electricität, Schwefelbäder. Die Prognose ist keine ganz ungünstige zu nennen; in zwei der bezeichneten Fälle trat vollständige Heilung ein. *(Gaz. hebdom. de Paris. 1857. 9.)* S.

b) Aus dem Gebiete der Dermatologie.

Anwendung des Guano bei hartnäckigen Hautkrankheiten. Van den Abeele führt sechs Beobachtungen auf von Fällen, in denen der Guano in Bädern oder als Waschung verwendet wurde. 1. Ecthyma an den Unterschenkeln seit sehr langer Zeit bestehend, durch vier Monate ohne Erfolg behandelt. Jeden zweiten Tag ein Bad, in welchen 500 Grammes Guano gelöst waren, stellte den Kranken vollkommen her. 2. Eczema am rechten Oberschenkel mit beträchtlicher Geschwulst anfänglich mit vielen Mitteln vergeblich behandelt, wich dem sechswöchentlichen Gebrauche von Guanobädern gänzlich. 3. Ecthyma an der Aussenfläche der Unterschenkel und dann am übrigen Körper wurde durch obige Bäder so weit geheilt, dass nur noch die vordere Fläche der Unterschenkel damit behaftet blieb. 4. Eczema chronicum an beiden Unterschenkeln bei einem phlegmatischen Individuum wurde wohl gänzlich beseitigt, dürfte aber bald recidiviren. 5. Ecthyma generale anfangs durch acht Tage mit Schwefelbädern erfolglos behandelt, wurde durch Guanobäder dauernd beseitigt. 6. Eczema bei einem Kranken, welches drei Mal für Krätze behandelt wurde, wich schnell dem Guano. V. bemerkt noch, dass der Guano nur als letztes Auskunftsmittel bei Behandlung von sehr hartnäckigen Hautausschlägen zu betrachten sei. Als Hauptbestandtheile des Guano gelten phosphorsaurer Kalk, Ammoniaksalze und Wasser. *(Gaz. méd. de Paris. 1857. 4. Archive belge de médecine militaire 1856.)* S.

c) Aus dem Gebiete der practischen Medicin.

Eine neue Behandlungsmethode des Diabetes empfiehlt Piorry zur Nachahmung. Er gab nämlich bei einer Frau mit hochgradiger Zuckerharnruhr (sie entleerte durch eilf Tage jeden Tag 10 Litres stark zuckerhaltigen Urin), bei welcher die Nieren, die Leber und übrigen Organe mit Ausnahme der etwas hypertrophischen Milz kein krankhaftes Symptom darboten, täglich zwei Portionen Fleisch und 125 Grammes Kandiszucker; dabei musste sie sich von Getränken und flüssigen Nahrungsmitteln gänzlich enthalten. Bald wurde viel weniger Urin gelassen, so dass, während früher in 24 Stunden mehr als 500 Grammes Zucker ausgeschieden wurde, sie nun nicht mehr als 135 Grammes ausschied und das spec. Gewicht des Harns wie am Anfange der Behandlung gleich blieb, d. h. 1,060. Die leitende Idee hiebei war die durch Dumas und Bernard constatirte Nothwendigkeit des Zuckers für den thierischen Haushalt, denn den Diabetikern Amylon und Zucker entziehen, hiesse ihnen die Lebenselemente entziehen und sie der Möglichkeit berauben, ihre grossen Verluste zu ersetzen. Im gegenwärtigen Falle ist aber auch zugleich die Enthaltsamkeit von Getränken sehr zu berücksichtigen, die wohl bei der Albuminurie gleichfalls schöne Resultate gibt; nur ist sie schwer durchzuführen, weil der Kranke unendlich dabei leidet. Pyorry verspricht mehrere Versuche in obiger Richtung. *(Gaz. hebdomad. 1857. 7.)* S.

d) Aus dem Gebiete der Pharmacologie.

Singultus und dessen Heilung durch Cannabis indica. Eine 20jährige Bäuerin erlitt am dritten Tage nach ihrer Entbindung eine heftige Verkühlung mit Angst und Schrecken verbunden, worauf der Lochialfluss aufhörte und sich ein heftiges Schluchzen einstellte. Die Anfälle kamen in unregelmässigen Zwischenräumen von 5 bis zu 30 Minuten, hörten auch des Nachts nicht auf, weckten die Kranke und führten grosse Erschöpfung herbei. Durch das Hervorrufen des Lochialflusses setzte das Schluchzen in grösseren Zwischenräumen aus, aber nach dem normalen Aufhören desselben kehrte Singultus mit noch grösserer Intensität zurück. Es wurde nun *Cannabis indica* in Tincturform anfangs zweistündlich zu 6 Tropfen in Zuckerwasser gereicht. Nach der sechsten Gabe erfolgte ein ruhiger, mehrere Stunden anhaltender Schlaf und die Anfälle setzten länger aus. So wurde nun mit der Dosis bis auf $1\frac{1}{2}$ Drachmen in 24 Stunden gestiegen, und dadurch nach kaum sechs Tagen die Krankheit gänzlich gehoben. *(Zeitschrift für Natur und Heilkunde in Ungarn 1857. Nr. 8.)* F.

e) Aus dem Gebiete der Gynäcologie.

Wirkung der Digitalis auf den Uterus. Howship Dickinson beobachtete einmal in dem Spitale St. Georges eine Frau, welche in Folge eines Falles an einer Metrorrhagie litt. Sie wurde mit allen möglichen Adstringentien vergeblich behandelt, endlich vermuthete man irgend eine nicht zu erkennende Herzaffection und gab Digitalis; die Frau genas. Diese Beobachtung bestimmte H. D. zu einer Reihe von Versuchen an Frauen, welche gleichfalls an Metrorrhagie und zwar ohne organische Veränderung der Gebärmutter litten; es wurden nur schwere Fälle, welche einer mehr negativen Behandlung trotzten, mit Digitalis behandelt; binnen kürzerer oder längerer Zeit standen alle Gebärmutterblutflüsse, jedenfalls aber sehr bald, und zwar mit einer schon geringeren Dose längstens am vierten Tage. Es wurde der Aufguss gereicht und alle Frauen klagten bald darauf über lebhaften wehenartigen Schmerz in der Nierengegend und im Hypogastrium. Aehnliche Resultate erzielte Barclay. In Fällen, wo bei organischen Veränderungen des Uterus mit Blutung aus demselben Digitalis gegeben wurde, war der Erfolg wohl nicht ungünstig, jedoch weniger ausgesprochen und nicht so andauernd. Das Aufhören der Blutung hält gleichen Schritt mit dem Schmerze, welcher einer Zusammenziehung der Gebärmutter seinen Ursprung zu verdanken scheint. — Jedenfalls bedarf es hier noch vieler controlirender Versuche, um nur das Factum festzustellen. *(Gaz. hebdom. 1857. 12.)* S.

f) Aus dem Gebiete der Psychiatrie.

Zur Therapie der Geisteskrankheiten. Bei Gelegenheit eines Berichtes über die Privat-Irrenanstalt zu Bendorf von Dr. Otto Müller werden sehr beherzigenswerthe Winke in Betreff der Therapie gegeben und insbesondere wird vor der leider noch immer zu häufig angewendeten strengen Antiphlogose und den drastischen Mitteln bei von Congestion begleiteten psychischen Störungen gewarnt; einfache Ableitungen durch Sinapismen und Vesicanzen leisten vorübergehend dieselben Dienste, und ohne üble Folgen, wie jene. Meist thut eine bessere Ernährung noth, mit ihr erst gewinnt die eigentliche Behandlung der Psychose an Sicherheit und Erfolg. Das neuerlich von Jacobi empfohlene *Ung. Tartari stibiati* wurde trotz der wenig einladenden Versuche von früher doch wieder in Bendorf angewendet, jedoch ohne allen Erfolg. Unter den Bädern leisteten die kalten Sitzbäder, insbesondere bei Frauen, die besten Dienste; sie riefen die Menses schnell hervor und verminderten die geschlechtliche

Aufregung. Auch Fluss- und Regenbäder wurden angewendet und bei letzteren der Kopf vor einer zu lebhaften Einwirkung des Wassers geschützt; in einem Falle von Nahrungsverweigerung wurde durch kalte Regenbäder dieser Zustand behoben. Unter den innerlichen Mitteln kamen *Stomachica* und *Roborantia*, Chinin, Eisen, *Cort. Aurant.*, *Rad. Calami arom.* am meisten in Anwendung. *Argentum nitricum* in steigender Dosis in Pillenform verabreicht, beförderte den Appetit und wirkte vortheilhaft auf das Centralnervensystem. In zwei Fällen von Epilepsie trat nach monatlangem Gebrauche desselben in grösserer Gabe Genesung ein; Indigo nützte nichts. Von den narkotischen Mitteln leistete Opium noch das meiste, es wurde mitunter in grosser Gabe verabreicht und führte noch am ersten die so sehnlich erwünschte Beruhigung herbei; es entsprach in der Regel weit besser als das Morphium. *(Correspondenzblatt für Psychiatrie. 1857. 4.)* S.

Ein Curiosum in Betreff der Epilepsie. In Frankfurt machten vor Kurzem einige Vorfälle Aufsehen, indem die Krämpfe epileptischer Personen dadurch rasch beseitigt worden sein sollen, dass man schwarzseidene Gegenstände (z. B. Mantillen) ihnen während des Krampfanfalles über das Gesicht warf; eine Manipulation, welche aus Oporto stammt, wo sie von einem Matrosen mit Erfolg angewendet wurde. *(Corresp. Bl. f. Psychiatrie. 1857. 3.)* S.

V. Personalien, Miscellen.

Notizen.

Am 17. Mai 1857 wurde Herr Dr. Hermann Hirschfeld aus Prossnitz in Mähren als Mitglied des Doctoren-Collegiums in die medicinische Facultät aufgenommen.

— Wir haben abermals den Tod eines der älteren Mitglieder unseres Collegiums, des Herrn Dr. Johann Guth, zu melden, der gegen Ende der vorigen Woche in dem nahe gelegenen Flecken Mödling, wohin er sich zur Erholung nach einem längeren Leiden begeben, gestorben ist. Dr. Guth wurde zu Poprad in Ungarn im Jahre 1794 geboren, am 19. August 1819 an der hiesigen Universität zum Dr. der Medicin promovirt und am 9. December 1823 als Mitglied in die medicinische Facultät aufgenommen. Er genoss als practischer Arzt in der Vorstadt Landstrasse, in der er wohnte, eines guten Rufes und das vollste Vertrauen seiner Kranken.

— In dem Aprilhefte d. J. des „*American medical monthly*" ist der Tod Dr. Kane's angezeigt, der weniger durch seine schriftstellerischen Leistungen als Arzt als vielmehr durch den Theil, den er an den Expeditionen zur Auffindung Franklin's genommen, das Interesse Aller auf sich gezogen hat, die seine Werke gelesen. Seine bescheidene Erzählungsweise, seine Unerschrockenheit, Energie und Ausdauer zur Erreichung des vorgesteckten Zieles haben ihm Sympathien erworben, die selbst den Ehrgeizigsten zufrieden stellen müssten. Er starb nach längeren Leiden Ende Februar d. J. in der Havanna und sein Tod wird als Familienverlust aller jener geschildert, die ihn näher gekannt haben.

— Die „kaiserl. Wiener Zeitung" vom 16. Mai veröffentlicht eine ausführliche Kundmachung wegen Aufnahme von Militär- und Civil-Zöglingen in das k. k. Thierarznei-Institut für das Schuljahr 1857/58. Aufnahmsgesuche sind längstens bis 10. August d. J. bei der Studien-Direction dieses Instituts einzubringen.

— Sicherem Vernehmen nach sollen die Herren Docenten an der Wiener Hochschule Dr. Stellwag v. Carion und Dr. Eduard Jäger zu ausserordentlichen Professoren der Augenheilkunde an der hiesigen medicinischen Facultät ernannt sein.

— Bei dem im Monat September d. J. stattfindenden Congress für Statistik dürfte die Frage betreffs einer gemeinschaftlichen Nomenclatur der Todesarten, welche in den früheren zwei Congressen bereits vielseitig beleuchtet wurde, wohl ihre definitive Erledigung finden, und gewiss hat sie das mit den Vorarbeiten für diesen Congress betraute Comité in das Programm aufgenommen. Die Mehrzahl unserer Leser, welche diesem Gegenstande eine grössere Aufmerksamkeit schenken, dürften sich wohl an das in der Zeitschr. Nr. 2, 3 und 4 abgedruckte ausführliche Referat Dr. Haller's im Doctoren-Collegium über diesen Gegenstand erinnern.

Mittheilungen aus den Wiener Heilanstalten

vom 12. Mai bis incl. 18. Mai.

Nachdem wir nach schon begonnener Abnahme in den ersteren Tagen des Frühlings durch mehrere Wochen immer eine, wenn auch geringe, doch allmälig zunehmende Krankenzahl melden mussten, ist es uns erfreulich, neuerdings eine Verminderung des Krankenstandes in allen hiesigen Heilanstalten anzeigen zu können, und zwar um so mehr, als bei Beginn der besseren Jahreszeit zu hoffen ist, dass diese Abnahme auch stetig sein werde. Mit 18. Mai verblieben im k. k. allgemeinen Krankenhause 1845, im Filialspitale in der Leopoldstadt 231, im Wiedner Bezirkskrankenhause 572, somit in diesen drei Spitälern zusammen um 80 Kranke weniger als in der Vorwoche. Auch in den k. k. Militärspitälern ist eine Verminderung des Krankenstandes eingetreten, und es befanden sich in denselben mit Einschluss des Filiales in Möllersdorf am 19. d. M. in den beiden hiesigen Garnisonsspitälern 1501 Kranke, mithin um 30 weniger als in der Vorwoche. Von diesen befinden sich in Nr. I. 756, in Nr. II. 596, in Möllersdorf 149. Nehmen wir dazu noch den Stand des Filialspitals in Baden mit 182 Köpfen, so betrug der Gesammtkrankenstand der Garnison, inclusive einiger Badebedürftigen auswärtigen Militärs am 19. d. M. 1683 Individuen. Augenkranke sind wohl noch viele in den Spitälern, es sind aber darunter eine gute Zahl von Reconvalescenten. Es verbleiben am letztgenannten Tage in Nr. I. 220, in Nr. II. 64, in Möllersdorf 49. Typhus in sichtlicher Abnahme, in Nr. I. noch 10, in Nr. II. 39. Catarrhöse Formen sind überall noch vorherrschend, indess treten auch Entzündungen häufiger auf, ohne dass deshalb ein Umschlagen zum entzündlichen Krankheitscharakter constatirt wäre. Wechselfieber in nicht auffallender Mehrzahl.

— Am 15. d. M. fand die feierliche Eröffnung des von den vereinigten Gemeinden des Bezirkes neu eingerichteten Krankenhauses in Sechshaus statt, welcher Seine Excellenz der Herr Statthalter von Niederösterreich, Freiherr von Emminger, der Herr Polizeidirector Hofrath von Czapka, der Herr Bürgermeister der Stadt Wien Dr. Ritter von Seiller, der n. ö. Landes-Medicinalrath Herr Dr. Bernt und die Vorstände der betreffenden Gemeinden beiwohnten.

Personalien.

Veränderungen in der k. k. feldärztlichen Branche.

Angestellt wurden als UÄ. die Civil-Wundärzte: Alfred Till beim 2. Hus.-Reg., Josef Böhm beim Garn.-Spital in Olmütz, Kasimir Knauer beim Garn.-Spit. Nr. 2 in Wien, Joh. Huber beim 2. Art.-Reg., Josef Skácel beim Garn.-Spit. in Brünn und Franz Krisch beim Garn.-Spit. in Hermannstadt.

Transferirt wurden: Die RÄ. Dr. Gerhard Koželuh vom Garn.-Spit. in Venedig zu jenem in Triest und Dr. von Seferovicz von diesem zu jenem; ferner die OÄ. Doctoren: Franz Mühlwenzl vom 12. Inf.-Reg. zum UEH. in Lemberg, Georg Dolegschek vom Garn.-Spit. in Josefstadt z. 47. Inf.-Reg., Carl Hoffmann, Franz Platzer und Samuel Czapkay vom aufgelösten 7. Feldspital, erster z. 62., zweiter z. 61. und letzter zum 12. Inf.-Reg.

Druck von L. C. Zamarski, Univ.-Buchdr. (vorm. J. P. Sollinger) in Wien.